

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 88.

Donnerstag, 31. März

1932.

Millionärin ohne Geld

Roman von Hans Morgan

(6. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

7.

Das Verhalten Wilsnads ließ eine Möglichkeit in Helga auftauchen, vor deren Folgen sie erschrak. Auf die Dauer ging das nicht so weiter. Sie war nicht gewillt, Tag um Tag ihre Würde als Weib beschmutzen zu lassen. Menschen dieser Art aber waren zäh . . . und wenn alles vergeblich war, wurden sie grob.

Plötzlich war Angst in Helga Wendhus. Nicht Angst vor den Zudringlichkeiten Wilsnads . . . Angst vor der Zukunft, Angst vor dem Augenblick, in dem sie hier gehen müßte. Der Augenblick kam, sie ahnte es. Und dann? Dann war natürlich alles aus . . . denn, was sollte sie anfangen, wenn sie diese Stellung verlor? Eine neue suchen. Ach, sie wußte ja nicht einmal genau, wie man das machte.

Wieder zurückkehren und Herta Bauer sagen: „Es ging nicht!“?

Zum ersten Male empfand Helga Wendhus ein deutliches Grauen vor der öden Inhaftlosigkeit ihres Millionärindaseins. Vor diesen leeren Tagen mit ihren ewigen Verlegenheitsbeschäftigungen.

Müßig war der Wertbegriff eines anderen Lebens in ihr aufgedämmert, nicht klar und sachlich schon, aber fühlbar doch in seinem befriedigenden Rhythmus eines ruhvollen Schaffens. Klein war der Kreis ihrer Aufgabe nur und doch eine Aufgabe, die nicht zwecklos war.

Das andere aber — da sie dieses Wertleben kennen gelernt, würde sie das andere noch viel weniger ertragen. Sich auch da eine Arbeit suchen? Millionärin sein und Arbeiterin? Das ging wohl nicht.

Und dann — das Jahr!

Herta Bauer sollte nicht recht behalten mit ihrer Prophezeiung! Sie wollte durchhalten und aus dem Kampf dieses Jahres Kräfte und Wissen schöpfen für ein Weiterbauen!

Ach, was zerbrach sie sich den Kopf um Dinge, die noch gar nicht Tatsachen waren! Kam es wirklich so, wie sie fürchtete, war immer noch Zeit genug, einen Ausweg zu finden.

Sie hatte vielleicht zu schwarz gesehen. In den letzten Tagen des Monats war nichts im Benehmen Wilsnads, das sie hätte kränken können. Er war freundlich, ja höflich, als wäre nichts geschehen, unterließ jede Zudringlichkeit und sprach nicht mehr als unbedingt nötig war.

Ihr Schlag schien gewirkt zu haben!

Das heimliche Umschmeicheln mit seinen Froschaugen hinter ihrem Rücken sah sie nicht. Das Schmeicheln seiner dicken Lippen, wenn er sie anschaute, nahm sie als ekelhafte Angewohnheit.

Sie begann den Zwischenfall zu vergessen. An sich war er eigentlich ja auch unbedeutend gewesen.

Sie freute sich auf den Ersten. Auf das wirklich selbstverdiente Geld. Auf das warme Mittagessen dann wieder, das ihr sehr fehlte.

Freute sich an Richards Freude, der herumhumpelte, als habe er das große Los gewonnen. Auf ihrem ge-

meinsamen Wege sprach er von seinem Glück . . . und ließ immer wieder durchblicken, daß er doch sie für die Urheberin halte, so sehr sie es ihm auch ausredete und ihre Armut nachwies.

Ultimo!

Was wußte sie früher von Ultimo! Ein Tag wars wie jeder andere, mit Tennisspiel, Autofahrt, harmlosem Flirt, Tanz, Theater und all dem anderen, immer wiederkehrenden Gleichmaß.

Jetzt wars ein Feiertag! Ein Tag, an dem eigentlich die Glocken läuten müßten!

Was war das für ein Gefühl, einhundertundfünfzig Reichsmark ins Geldtäschchen legen zu können in dem Bewußtsein: erarbeitet! Selbst verdient!

Doppelt eifrig, fröhlich jaßt, ließ sie die Tasten ihrer Maschine klappern.

Otto Mansfeld trug zur Feier des Tages sogar eine hellere Krawatte und war jovial herablassend Richard Weghart gegenüber, wie selten sonst. Wie eben nur Ultimo! Er sumnte leise einen neuen Blad-Bottom-Schlager und sprach von „Charlott-Casino“ und vom „Alhazar“.

Richard Weghart aber war der Glücklichste von allen.

Nichts von Schwermut in seinen dunklen Augen. Herr Wilsnad hat ihm eröffnet, daß er ab heute zehn Mark Zulage bekäme, außerdem — o Himmel voller Geigen! — war an diesem Abend die erste Anrechtsvorstellung für ihn . . . „Zauberflöte“.

„Fräulein Wendhus — Zauberflöte!“ flüsterte er ihr mit unterdrücktem Jubel zu.

Und sie lächelte ihn wissend an.

Mansfeld ging schon sieben Minuten vor fünf Uhr. Richard wühlte in der Post, kuvertierte und klebte Marken mit unheimlicher Geschwindigkeit. Um drei Viertel 6 Uhr waren sie fertig.

Helga Wendhus freute sich auf ihr Abendessen . . . warm! Und ins Kino würde sie heute auch gehen, sich die Bergner ansehen in dem neuen Zinnerfilm!

Die Oper war doch ein bißchen zu teuer.

Sie hatte schon den Mantel überm Arm, die Kappe in der Hand, gab Richard einen Wink . . . er legte den Stoß Briefe für den Burschen bereit, der sie zur Post bringen sollte.

Herr Wilsnad klingelte. Zweimal. Das galt ihr. Ein Fältchen erschien zwischen den Brauen. Sie warf Mantel und Hut hin, bat Richard, einen Augenblick zu warten.

Trat ein.

Herr Wilsnad sah gravitatisch vor ihr.

„Bitte, sehen Sie sich, Fräulein Wendhus . . . ich möchte mit Ihnen reden!“

Sie sah ihn ein wenig erstaunt an. Das klang ja beinahe feierlich.

Und merkwürdig: Hoffentlich macht er mir keinen Heiratsantrag! Ich hoff es ihr durch den Kopf.

Er räusperte sich. Die Zunge schlickte Unter- und Oberlippe ab.

Anscheinend wußte er nicht recht den Anfang.

„Ja — hm — also —“

Pause.

Helga war der Aufforderung, sich zu setzen, nicht gefolgt. Sie blieb stehen und sah an ihm vorbei.

Was will er von mir? dachte sie.

Wieder ein neuer Gedanke: Mir vielleicht — tünbigen?

Aber nein — Unsinn! Warum denn?

Nun stand er ebenfalls auf. Nicht vor ihr pflanzte er sich hin. Den Bauch vorgestreckt. Nervös an der Weste herumfingend. Sein dickes Gesicht halb gebückt. In den Augen ein Flirren.

„Ja — hm — sagen Sie mal, Fräulein Wendhus — Sie sagten doch neulich etwas — etwas mit den hundertfünfzig Mark — wissen Sie noch?“

Was soll das heißen? fragte sie sich ängstlich.

„Hm, naja — Sie haben nicht so unrecht . . . sehe ich ein! Aber schließlich . . . hm — liegt es doch an Ihnen — ja.“

An mir? Ich weiß nicht, wie Sie das meinen.“

Gepreßt, zögernd kam es von ihren Lippen. Irgend etwas spannte sich um ihre Kehle und drückte sie zusammen.

„Ja — natürlich! Sehen Sie — Sie sind doch ein hübsches Mädchen! — Doch! Doch!“ bekräftigte er, als sie eine unwillige Bewegung machte. „Das wissen Sie ja selber . . . hm — sehen Sie — Ich bin kein Phrasendreschler — aber, es liegt eben doch an Ihnen!“

Sie verstand sein konfuse Gerede nicht. Und da glotzten auch die wässerigen Augen sie wieder an, daß sie sich wie entkleidet fühlte.

„Sie könnten es anders haben — Sie brauchten nur ja zu sagen!“

„Ja? Wozu ja?“

Er pustete. Badte plötzlich ihren Oberarm mit seinen scheußlichen, feuchten Fingern und hielt ihn fest. Trotz ihrem Sträuben.

„Herrgott Mädel! Seien Sie doch nicht so schwerfällig! Sehen Sie denn nicht, daß ich mich verzehre nach Ihnen? Ja, richtig verzehre!“

„Lassen Sie mich los!“ schrie sie auf. Sie versuchte, den Arm freizumachen. Er aber griff auch mit der anderen Hand zu, faßte ihre Hüfte, wollte sie heranziehen. Abstoßendes, häßliches Funkeln grelle aus seinen Augen.

„Den ganzen Monat sehne ich mich nach einem Kuß . . .“

„Loslassen sollen Sie mich, Herr!“ schrie sie wieder. Rang mit ihm.

Die Sucht machte ihn roh. Er preßte das Fleisch ihres Armes schmerzhaft, drängte sich an sie heran — sein Mund, dieser dicke, wulstige Mund war ganz nahe. Sie stemmte den freien Arm gegen seine Brust . . . er knietete ihn ein. Sie wand sich unter seinem Griff — er packte fester zu, brutaler.

„Ich rufe um Hilfe!“

„Auf doch, du blonde Heye! Jetzt sind wir allein!“ schmalzte er spöttisch. „Ein Kuß . . . und ich geb dir hundert Mark extra.“

Sie schlug ihm ins Gesicht. Da preschte Wut in ihm hoch.

„Kacke verdamme — ich bändige dich doch!“

Sie stöhnte keuchend unter seiner Rohheit. Mit einem Rud riß er sie an sich, packte ihr Haar und bog ihren Kopf zurück.

Der Mund, dieser eklige Mund war ganz dicht über ihren Lippen.

Sie schrie.

„Hilfe! Richard!“

„Verflucht! Bist du . . .“

Ein Klumpfuß hastete heran. Die Tür flog auf. Er kam nicht, er flog auf den Dicken los und schlug zwei, dreimal hart die Faust in das Falstaschengesicht.

Wilsnack ließ Helga fahren.

„Krüppel, verfluchter! Mach, daß du rauskommst!“

Er stürzte sich auf ihn.

Richard griff gedankenschnell nach dem Stahllineal auf dem Schreibtisch und schlug mit der scharfen Kante zu.

Tier!“

Wilsnack taumelte mit blutender Stirn zurück.

„Wagen Sie es noch einmal, Fräulein Wendhus anzufassen! Dann schlag ich Sie tot! Ich — der Krüppel!“

So drohend war seine Haltung, so furchtbar der Ausdruck seines fahlen Gesichts, daß Wilsnack sich duckte. Er fuhr mit dem Taschentuch über die Wunde.

„Raus!“ stöhnte er. „Raus! Und lassen Sie sich ja nicht wieder sehen!“

„Kommen Sie, Richard!“

Helgas Stimme klang tonlos. Totenblaß war sie und zitterte am ganzen Körper. Eine schmale Tränenspur zog sich über ihre Wangen. Aber die Augen waren jetzt völlig trocken.

Richard war so erregt, daß sie ihn förmlich mit sich fortziehen mußte.

„Das Tier!“ murmelte er einige Male wie sinnlos hintereinander.

Wilsnack saß im Sessel zusammengekrümmt, das Tuch vor die Stirn gepreßt und rührte sich nicht.

Sie verließen das Privatbüro.

Schweigend packte Helga ihre Sachen zusammen — schweigend tat es auch Richard Weghart.

Ultimo . . .

Am selben Abend noch schrieb Helga Wendhus einen langen Brief an Justizrat Hedel.

8.

„Du hältst das vielleicht vier, vielleicht auch sechs Wochen aus, dann wirfst du die Flinte ins Korn und kehrt zu den Fleischstöpsen Ägyptens zurück!“

Wie genau Herta Bauer das vorausgesagt hatte! Als habe sie alle Komplikationen schon vorher gewußt, die sich Helga Wendhus entgegensetzten und ihr den Mut nahmen.

Es dauerte Tage, bis sie die Erregung über jenen Auftritt überwunden. Die maßlose Beschimpfung, die sie in Wilsnacks Vorgehen empfand, hatte sie vollständig niedergedrückt und drohte, was in dem einen Monat jetzt erst aufgekeimt war, wieder zu vernichten.

Das war ja so abscheulich, so unerhört gemein! War denn das überall so? War ein Mädel, das arbeitete, vogelfrei. Ging es jedem leidlich hübschen Büromädel so? Heute, in einer Zeit, in der so viel über die Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne geredet wurde, in der Millionen Frauen und Mädchen unter dem Zwang der wirtschaftlichen Verhältnisse ihr Brot verdienen mußten? Heute, in einer Zeit in der man immer wieder auf das kameradschaftliche Verhältnis zwischen Frau und Mann im Berufsleben hinwies?

Sie war unter dem Nachbeben der Erregung geneigt, alles viel schlimmer zu sehen . . . Ekfel erfüllte sie und ließ sie unter jedem Blick, der sie traf, zusammenschauern.

Ganz elend fühlte sie sich. War im ersten Augenblick entschlossen, alles hinzuwerfen und in ihre Villa zurückzukehren. Da konnte ihr wenigstens so etwas nicht geschehen.

Mochte Herta Bauer spotten, so viel sie wollte. Daß es so war, ahnte ja sicher nicht einmal sie, die Bildhauerin, die Künstlerin, die doch immer als Dame behandelt wurde.

Dann fiel ihr der kleine, arme Richard Weghart ein, der so tapfer für sie eingesprungen war.

Und von da ab schlugen ihre Gedanken wieder ruhigere Bahnen ein. Sie sah den Vorfall vielleicht mit den Augen der überempfindlichen, verallgemeinerte einen Einzelfall und bildete sich ein, es müsse nun überall so sein. Das war sicher doch nicht richtig. Sie überdachte ihre Lage.

Nein, zum Flinte-ins-Korn-Werfen lag wirklich noch kein Grund vor. Sie hatte diese Stellung verloren . . . schön! Tausenden ging es ähnlich so. Und die lebten doch! Und kämpften doch! Zäher denn je.

(Fortsetzung folgt.)

Haydns letzte Liebe.

Erzählung von Hans Gäsgen.

Über Wien lag der Zauber des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts.

Heitere Fröhlichkeit erfüllte die Menschen, und es schien, als seien alle Sorgen aus der Welt verbannt.

Musik, Musik zu allen Stunden, in allen Häusern: Gluck, Haydn, Mozart.

Bei Kerzenschein entzückten ihre Sinfonien, ihre Kammermusik die Hörer, und die weißen Fuderperücken wiegten sich nach den Weisen der großen Musikanten nicht weniger gern, wie die Reifröcke der schönen Frauen Wiens.

Da fiel in das heitere Treiben eine ernste Kunde: Der Hofkapellmeister Florian Gahmann war gestorben, plötzlich, nachdem er eben den Taktstock niedergelegt hatte.

Und sogleich flatterte in den Salons die Frage auf: Wer sollte sein Nachfolger werden?

Man fragte Gluck, den großen Meister.

Er wußte keinen, der würdig wäre, den wichtigen Posten zu versehen.

Man fragte Mozart.

Er lachte bloß und meinte, man möge ihn mit solchem Schnidschnad in Frieden lassen.

Endlich kam man zu Haydn.

Der setzte eine wichtige Miene auf, kramte in alten Papieren und sagte dann: „Ich hab's, der Salieri muß kaiserlicher Kammerkompositur und Hofkapellmeister werden. Der ist der rechte Mann. In Venedig hab' ich ihn gehört vor Jahren. Jetzt muß er ein Bierziger sein, und das rechte Zeug zum Dirigenten hat er in sich.“

Man trugs dem Kaiser vor.

„Wenn der Haydn ihn empfiehlt, wird's der rechte Mann schon sein“, meinte Joseph, und so kam Salieri ein paar Wochen später nach Wien.

Er bat um Audienz beim Kaiser und dankte ihm in ergebenden Worten, daß er ihn für würdig befunden, sein berühmtes Orchester zu leiten.

„Beim Haydn muß Er sich bedanken, der Haydn hat ihn hergebracht, der Haydn, sonst keiner“, sagte Joseph.

So fuhr denn Salieri am nächsten Tage zu Haydn hinaus, der gerade im Garten seines Hauses nach den Rosen schaute.

„Sieh da, der Salieri, wie mich das freut, und das schmecke Fräulein da im Wagen, wer ist denn das?“

„Meine Tochter, Meister.“

„Aber solch hübsches Mädel läßt man doch nicht draußen in der Kutsch, flink hol' Er sie herein, wenn meine Augen schon ein bißerl nachlassen, ein Mädel von achtzehn Jahren schau's immer noch gern.“

Und dann saßen die Drei in der Laube: Der Haydn, der Salieri und das Fräulein Tochter.

Von hochwichtigen Amtsdingen begann Salieri immer wieder zu reden, aber Haydn sagte nur immer: „Schön, schön, hat alles Zeit...“ und hörte gar nicht recht hin.

Aber was das kleine Fräulein dann und wann plauderte in einem seltsamen Gemisch aus Italienisch und Wienerisch, das fesselte Haydn viel mehr, und plötzlich sagte er ganz weltvergessen: „Schade, daß ich nicht noch einmal dreißig bin...“

„Wiejo, Meister?“ fragte Salieri dienstfertig.

Das Mädchen aber hatte den Meister verstanden, und es meinte schelmisch: „Aussehen wie ein ausgehender Dreißiger, tun's halt immer noch, Meister.“

Da wurde Haydn nun beinahe böse und rasch fragte er: „Und wie steht's mit der Musik beim gnädigen Fräulein?“

„Grad darum bin ich mit rausgefahren, ich wollt halt recht schön bitten, daß der berühmte Maestro mir Stunden geben möge im Singen und Spielen des Cembalos.“

„Ich tu's schon lange nimmer“, erwiderte Haydn, „und hör, lieber den Lerchen und Drosseln zu, als den Menschen, aber mit dem kleinen Fräulein hier muß ich wohl eine Ausnahme machen, also wann sangen wir an?“

„Wann's dem Maestro beliebt“, fiel Salieri ein.

„Morgen in der Frühe“, bestimmte Haydn, und dann empfahlen sich die Besucher, und der Meister war wieder allein mit seinen Blumen und der Amsel, die dunkel den Tag in Schlummer sang.

Am nächsten Morgen fuhr Demoiselle Beatrice vor.

Haydns Diener öffnete den Schlag und half dem Fräulein beim Aussteigen.

Am Cembalo saß der Meister.

„Sing' Sie dieses Lied hier“, sagte er, indem er sich verneigte, wie vor einer Fürstin, und der Eintretenden die Hand küßte, „ich hab's geschrieben gestern Abend, kaum, da Sie weggegangen mit dem Vater. Wie alt ist er übrigens, der Herr Vater?“

„Fünfundvierzig.“

„Und ich bin bald sechzig“, murmelte Haydn, aber er tat es leise, ganz leise, sodaß Beatrice seine Worte nicht verstand.

Sie hat eine Stimme, wie ein Lercherl vom Wiener Wald. Gefällt Ihr das Liederl?

Ja? Dann nehm Sie's mit und bestelle dem Herrn Vater schönste Grüße.“

Und dann war er wieder allein und ging im Garten auf und ab, und in seinem Herzen war ein Empfinden, das seit Jahren geschwiegen.

„Nein, nein“, rief er dann in die Stille hinaus, so laut, daß die Amsel erschrocken ihr Lied abbrach und davonflog, „nein, es ist halt a kapitale Dummheit. Sechzig und acht-zehn. Ihr Vater, ach was, beinahe der Herr Großpapa könnt' ich sein, ich der berühmte Haydn.“

Und als ein paar Tage danach Beatrice wieder vorfuhr zur Stunde, da ließ er hinausgehen: „Es sei halt nix heute mit der Stunden, der Herr Kapellmeister ließe sich entschuldigen, und er sei ein bißerl müde. Er ließe der Demoiselle einen schönen Tag wünschen und dem Herrn Vater des-gleichen.“

Eine Musikstunde hat Haydn dem kleinen Fräulein nicht mehr gegeben, aber wohl einen Brief an den Kaiser, in dem er Joseph bat, doch ja den Tenor Russell von der Mailänder Oper nach Wien zu holen. Der sei ein superber Sänger, den ein Kunstfreund, wie der Kaiser, sich nimmer dürfe entgehen lassen.

Und was hatte Beatrice damit zu tun?

Sie gab das Brieflein ihrem Herrn Vater zur Weiterleitung an Joseph II.

Und Russell?

Nun, das war der Freund und Verlobte von Beatrice, und er wollte sie heiraten, und darum die Bitte an Haydn und darum der Brief von seiner Hand.

Und noch eines: Als Beatrice den Meister verließ und den Brief in der Hand hielt, da fiel sie ihm plötzlich um den Hals und gab ihm einen herzhaften Kuß, mitten auf den Mund, den ersten Kuß.

Und dann ging sie langsam hinaus und sagte, als sie sich noch einmal umwandte: Ihr seid ein herzensguter Mann, Papa Haydn.

„Papa Haydn“, hat sie gesagt, „Papa Haydn“, flüsterte der Meister.

Und dann sank er in einen Sessel, läutete dem Diener und sagte leise: „Zünde Er Kerzen an, Florian, es will Abend werden...“

Furchen...

Von Paul H. Schmitz.

Märzwind tollt über die auftauende Erde... Aber Ader, die bestellt werden zur Frühlingsfaat... Knirschend ächzt sich der Pflug durch den steinigen Boden, in dem noch Wintereis krustet... Jäh ist die Erde, feurig der Grund, aber die Pflugschar ist aus blinkendem Stahl, singend feilt sie die Erde entzwei, die noch winterharte Erde...

Wenn in der Tiefe ein Stein widersteht und der Pflug holpert, brummt der Knecht vor sich hin, aber Steine bringen ihn nicht aus der Bahn. Die Pranken des Knechtes halten wie Eisenklammern. Fest, unverrückbar fest... So wird Furche um Furche gezogen, die Erde der Saat zu bereiten...

Und der Knecht geht hinter dem Pflug. Hüftot feuert er wieder die Pferde an, da er ansieht zu neuer Furche. Sein Gesicht ist wettergegerbt und faltig. Wie Jeder so jäh... Seine Haare sind bleich um die Schläfen, gleicht von den Frösten des Winters, gedörft von den Hihen des Sommers. Fünzigmal sah er Sommer und Winter wechseln.

Nicht immer als Knecht, einst als Herr... Aber das Leben zog Furchen, Furchen wie er sie im Ader zieht. Das Schicksal pflügte sein Herz und nahm Erbhof und Aind. In einer Brandnacht, in einer einzigen Nacht...

Des Knechtes Hände umklammern noch härter den Pflug. Weiter zieht er Furche um Furche, und der Frühlingswind spielt um Haare und Herz... Die weißen Haare flattern unterm Hut heraus, aber das Herz ist hart und unbeweglich. Es ist kalt wie ein Steinader seit dem Tage, da das Schicksal es pflügte. Damals verdingte er sich als Knecht, aller Trieb zum Herrn war vorbei. Er wollte nur Ruhe. Aus der Furche, die das Leben pflügte, in ihm keimte kein neuer Wuchs...

Der Knecht stapft weiter hinter dem Pflug... Er hebt den Blick empor zum Horizont, aus dem der Abend dämmert. Dann schaut er wieder zurück zur Erde, die er beackert.

Still steht der Knecht, da die Pferde still stehen am Ader-rand. Er überhaut sein Tageswerk. Und er denkt: Wie ist die Erde anders als wir Menschen... Tausendmal habe ich sie durchfurcht... Tausend Furchen in ihren Leib ge-

rissen . . . Aber sie blieb geduldig und fruchtbar und schenkte Ernte uns, die wir sie verwundet. Sie hat nicht gemurrt, sie hat nicht gefragt warum. Sie hat gelitten und hat geopfert, alljährlich aus ewig junger, lebensdrängender Kraft . . . Heilige Erde . . .

Der Knecht zieht den Hut ab. Er neigt den Kopf vor der Erde, wie er ihn sonst vor dem Kreuz neigt.

Eine einzige Furche zog das Schicksal in seinem Leben, da es ihm Weib nahm und Hof . . . Doch blieb er unfruchtbar. Er empfand nur die Wunde, die ihm geschlagen. Leid säte sich in den Ader seines Herzens, aber es keimte nicht neues Leben daraus, sondern Lähmung und murrender Trost.

Wie ist die Erde anders als wir, denkt der Knecht noch immer, da er nun wieder den Hut auf die weißen Haare drückt und den Pflug zum letzten Male wendet, zur letzten Furche des Tages.

Hühner — feuert er wieder die Pferde an, seine Hände umklammern den Pflug, und seine Füße durchstampfen zum letzten Male die Länge des Acker. Wieder steigt der Pflug sich durch die steinige Erde . . . Der Knecht hört das Singen des Stahls — und er lächelt. Seit Jahrzehnten zum ersten Male . . . Aber er hat den Sinn der Furche verstanden, die das Leben zog im Steinader seines Herzens . . . Und er segnet sein Leben, das er tausendmal verflucht, um der einen Furche willen, die es gezogen . . .

Am Wegrand steht der Knecht im dämmernden Abend. Die Furchen, die er gezogen, sind gerade, sind tadellos. Morgen wird er mit der Egge darüber gehen. Und dann fliegt die Saat hinein . . . Und im Spätsommer wird der Wind mit den Ähren spielen, wenn man das Korn einbringt. Es ist zwar nicht fein Korn, es ist das Korn seines Herren, aber es ist doch Korn für hungernde Menschen, und er — der Knecht, hat die Furchen gezogen, daraus es gekeimt.

Geburtstag am 1. April.

Von Wilhelm v. Hebra.

Am 1. April geboren zu sein, ist ein Schicksal, das sich auswirken muß. Dieses Schicksal hatte Herr Fabian Gurgl in München. Auch bei ihm wirkte es sich aus. Er mußte Schmerz und Schmerz von Erster-April-Alten jahraus, jahrein über sich ergehen lassen.

Es war im Jahre 1892.

Herr Fabian Gurgl in München ist seit 27 Jahren Mitglied der uralten Stammtisch-Gesellschaft „Die Weißwürstler“, seit 9 Jahren deren Vorstand.

Am 1. April, zur Kaffeezeit, bringt ein Dienstmann dem Herrn Gurgl eine kleine Kiste.

Gurgl vermutet in der Kiste die drei besonders schönen Kanarienvögel, die ihm der Weißwürstler Bleishuber, ein Vogelhändler, tags vorher genau geschildert und dann als Geschenk versprochen hat, und er zweifelt nicht mehr an der Richtigkeit seiner Vermutung, als er bemerkt, daß die Seitenteile der Kiste mit Luftlöchern versehen sind.

Die ganze Familie betrachtet eine gute Weile die verschlossene Kiste, um die Vorfreude gründlich zu genießen.

Alle sehen in höchster Spannung zu, als Gurgl die Kiste öffnet, bis mit einem Mal eine ganze Schar von Mäusen hervorgelaufen kommt und in wilder Jagd durch das Zimmer läuft, zum Teil geradezu hinweg über ohnmächtig gewordene Großmütter, Mütter, Töchter und Tanten.

Drei Raten haben vier Monate lang alle Krallen voll zu tun, bis sie mit den April-Mäusen und deren Nachkommen fertig sind.

Am Abend des 1. April ist Gurgl, als er am Stammtisch erscheint, sehr ärgerlicher Stimmung; denn er ist dessen überzeugt, daß entweder Bleishuber selbst die Untat begangen hat oder irgend einer der anderen Weißwürstler, die Zuhörer des Gesprächs über die Kanarienvögel gewesen waren.

Bald nach Gurgl kommt Tone Ferdinger, der, bevor er sich zur Ruhe setzte, Zauberkünstler in einem Zirkus war. Als ihm der Aprilschmerz mit den Mäusen erzählt wird, sagt er zu Gurgl: „I, wann i will, dawisch di scho.“

„Ni dawisch toana mehr.“

„Dees wern mir erst sehn.“

„Wuilst wetten, Ferdinger?“

„Ja.“

„Um a Zwanzigliterfaßl vom bestn dunkln Bier?“

„Ja.“

„Dee Bett gilt.“

Nun ist Gurgl wieder froh; denn er glaubt fest, daß bei

Anwendung sorgfältiger Vorsicht jeder Gefahr begegnet werden kann.

Am 1. April des Jahres 1893, zur Kaffeezeit, bringt ein Dienstmann dem Herrn Gurgl eine große, versiegelte Schachtel.

„Aha“, sagt Gurgl leise zu seiner Frau, „aha, da semma wieda.“ Und laut sagt er zum Dienstmann: „Wird net angnomma.“

Am Abend des 1. April ist Gurgl, als er am Stammtisch erscheint, zufriedener, gehobener Stimmung. Die Weißwürstler sind vollständig versammelt. Kein einziger fehlt.

Gurgl sagt zu Ferdinger: „Daß dir nix neies net eingfallen is! Hast eppa gmoant, daß i dir a zwoats Mal auffisch mit der gleichen Gschicht?“

„Machs nua auf, dee Schachtl“, erwidert Ferdinger, „da is ja, schau her.“

„I geh net zuwi. I rührs net o.“

Bleishuber entriegelt und öffnet die große Schachtel. Sie enthält eine Unzahl Schachteln, die immer kleiner und kleiner werden. Eine steckt in der andern.

Gurgl lacht, heiter und stolz: „Da könnt's sehen, wie gschicht i war. Nua her mitn Faßl. I lad ent allermiteinand drauf ei.“

Als letztes kommt nicht eine Schachtel zum Vorschein, sondern eine Weißwurst.

Gurgl lacht noch mehr, noch heiterer und noch stolzer: „Du, Ferdinger, hast wirkli gmoant, daß i dee Weißwurst für echt halten werd? Und daß i's ind Kuchel schiden werd zum warm machen? So saudumm wia du mi anschaut, bin i net.“

„I nimmts net an, dee Weißwurst?“ fragt Ferdinger.

„Na.“

„Du wuilst net?“

„Na.“

„Nacha wirst dei Bett verlieren.“

„So werd is net verlieren, so werd is gwinna.“

„Des werma ercht sehn. Bleishuber, ziaß ihr d' Haut ab, der Weißwurst.“

Bleishuber zieht die Haut ab. Es zeigt sich, daß Watte drin ist, und in der Watte eine schwere, goldene Uhrlette mit einem goldenen Anhänger. Dieser hat die Form einer Weißwurst und trägt die Inschrift: „Die Weißwürstler ihrem hochverehrten Vorstand für zehnjährige vortreffliche und verdienstvolle Leitung der Stammtisch-Gesellschaft.“

Gurgl ist überrascht, verblüfft, entgeistert, bringt kein Wort hervor. Viele Zurufe werden laut.

„Dees hast net hamwollen.“ — „Stolz is er, der Gurgl, des muß mer sogn.“ — „Magst no immer net, de Weißwurst?“

Gurgl nimmt sie mit Freude. Er ist tiefgerührt. Er zahlt gern die verlorene Wette.

Ferdinger sagt: „Her mitn Faßl. Jetzt lad i ent allmiteinand drauf ein.“

Neue Aphoristik.

Von Max Haezel.

Zu der interessanten Pädagogik des Lebens zählt es, daß es uns die Aufgabe zu einer Zeit stellt, wo wir noch nicht befähigt sind, sie zu lösen. Sind wir befähigt, sie zu lösen, dann stellt uns das Leben eine ganz andere Aufgabe, an der wir abermals scheitern.

Wir sind immer nur so geistreich, als unser Partner uns erlaubt, es zu sein.

Wonach du mit Freude gegriffen hast, das wirst du mit Leiden lassen müssen. „Nichtgegebenes nicht nehmen!“: eines der tiefsten Worte des Buddha.

Es wird verhältnismäßig viel Poesie geschrieben, weniger geredet, am wenigsten gelebt.

Was du zu den anderen sagst, ist nicht so wichtig, als was du zu dir selbst sagst. Die Monologe entscheiden.

Wer Gott sucht, ist von Gott schon gefunden.

Die größte Helferin des Teufels ist nicht die Sünde, sondern die Gewohnheit.

Kopf hoch: es gibt immer noch einen, dem's noch schlechter geht.